Abschalten ist auch eine Kunst

Autor(en): **Königsberger, Otto**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **240 (1967)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-656802

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Otto Königsberger

Abschalten ist auch eine Kunst

Bei unsern Großeltern wohnte ein Zimmerherr, der uns Kindern aus mehrerlei Gründen sehr seltsam, fast unheimlich vorkam.

Einmal war er, wie Großvater zu berichten wußte, „rot" organisiert. Daß Großvater selbst ein „Schwarzer" war; das war uns bekannt. Zum andern war der „Rote" ein Amateurathlet. Das war natürlich schon eine bessere Sache. Wie andere Leute unter ihrem Bett die Hausschuhe stehen hatten, so lagen bei ihm gewaltige Eisensachen herum, Stemmgewichte, die wir Kinder nur mit Mühe unter dem Bett hervorrollen und mit äußerster Anstrengung, die Hebelwirkung nutzend, an einem Ende um einige Millimeter hochwuchten konnten. Wir taten es sowieso mit äußerster Vorsicht, da wir alle in der festen Gewißheit lebten, eines Tages würde unser starker Zimmerherr zusammen mit den Eisenlasten unter seinem Bett – krach – durch den Fußboden brechen und unsere armen Untermieter zerschmettern.

Das Unheimlichste aber blieb doch, wie unser Mann Morgen um Morgen den guten Milchkaffee meiner Großmutter trank. Ich habe im Leben seitdem viele verrückte Sachen gesehen, besonders auf dem Theater, aber so etwas nie mehr wieder.

Frisch gewaschen, sauber angezogen, pflegte unser „roter" Athlet in die Küche gestürzt zu kommen, seine große randvoll gefüllte Kaffeetasse zu ergreifen, zum Brunnenausguß zu springen, einen kräftigen Schluck abzuschütten – um dann die Tasse mit dem kalten Wasserstrahl aufzufüllen.

„So ist er recht", konnte er dann alle Morgen sagen, den Kaffee hinunterstürzen, seine Brote packen und Richtung Fabrik in Windeseile verschwinden.

*

All die Jahre her ist mir der Mann mit dem Wasserstrahl im Milchkaffee ein Ur- und Unbild der Eile geblieben. Morgen um Morgen hat er sich um den guten Kaffee betrogen, weil er keine Zeit hatte – und Tag um Tag, Jahr um Jahr, Epoche um Epoche, betrügen wir uns um so viele gute Dinge des Lebens, weil wir immer das Wasser der Eile dazuschütten.

In tausend Berichten und Büchern ist zu lesen, daß wir es endlich lernen müßten, gemächlicher zu leben, sollen wir nicht alle allzufrüh dem Managertod zum Opfer fallen. Schon die Kinder, sagen uns die Ärzte, können das „Abschalten" nicht mehr. Und wenn sogar behauptet wird, man könnte keine Autos mit automatischer Schaltung verkaufen, weil wir eben unbedingt immer „schalten" möchten, so mag das wohl ein wenig übertrieben und sogar vielleicht eine hübsche Ausrede der Industrie sein – aber etwas ist doch daran.

*

In den Jahren der großen sozialen Bewegungen hat

Im Jahrhundert des Kindes
Die Swißair hat für ihre jüngsten Passagiere spezielle Kindermenus eingeführt.

Photopreß-Bilderdienst, Zürich

der Dichter Richard Dehmel seine unvergleichlich schönen Verse vom Arbeitsmann geschrieben, die immer mit den Worten enden:

„– – uns fehlt nur eins,
um frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit!"

Leidenschaftlicher, tiefgreifender als der Kampf um Lohn, Ansehen und Lebensstandard ist der Kampf um die Zeit. Dabei haben wir sie seltsamerweise schon einmal besessen: im „finsteren Mittelalter" gab es weit mehr Feiertage und Halbfeiertage, als wir heute mit unseren schönsten Errungenschaften zusammenzählen können, und die Menschen damals ließen sich auch bei der Arbeit viel mehr Zeit.

Mutmaßlich sind dabei diese Menschen mindestens genau so fleißig wie wir gewesen. Dafür zeugt, was sie geschaffen haben.

Heutzutage müssen wir schon wahnsinnig fleißig sein, um unsere Freizeit richtig „auszunutzen". Man kommt ins Schwitzen, wie wir das Faulenzen betreiben.

*

Vielleicht sind wir aber doch schon auf dem Weg des Lernens; manches deutet darauf hin. Von einem gescheiten alten Herrn habe ich kürzlich das noch viel ältere, uralte Wort gehört: „Eine Hand voll Ruhe ist besser als eine Schürze voll Wind!"

Es könnte eine Art Parole sein. Nur bitte: Nicht gleich auf Transparente schreiben. Die müßte ja jemand herumtragen – und das wäre schon wieder kaltes Wasser im guten Kaffee.

Beinahe tragikomisch

Ein richtiger Komiker wirkt immer komisch, auch wenn ihm schrecklich ernst zumute ist. So ging es dem Humoristen Alec Munroe aus Belfast. Mitten im Vortrag auf der Bühne stockte er plötzlich und zog schreckliche Grimassen. Das Publikum schüttelte sich vor Gelächter, der Komiker schüttelte sich auch. Dann aber rannte er davon. Hinter der Bühne hatte ein Arzt viel Mühe, ihm sein Gebiß wieder aus dem Hals zu holen, das er beim Singen beinahe verschluckt hätte.

Max Huber

Glückliche Fügung

Krampfhaft umschlossen seine Finger das halbgefüllte Sektglas. Traurig starrte Thomas ins bunte Treiben der Masken; es wollte keine rechte Fröhlichkeit über ihn kommen. Trotz überschäumender Festlichkeit im großen Ballsaal des Kurhotels dünkte ihn alles schal und leer. Warum war er auch hierhergekommen? Hätte er sich doch nur von Richard nicht überreden lassen! Nun war's zu spät. Was nützte jetzt das Trübsalblasen inmitten der ausgelassenen Menge, der vielen Masken, der Dominos, Prinzen, Clowns, Haremsdamen und Grandseigneurs?

Manch bewunderndes Frauenauge streifte seine hochgewachsene, sportgestählte Gestalt. Die sonnverbrannten Gesichtszüge des verkappten Kreuzritters steckten hinter einer schwarzseidenen Maske. Zweifellos eine stattliche Erscheinung, wenn sie nicht so allein und verlassen zwischen Sektflaschen, hochstieligen Gläsern und bunten Papierschlangen gesessen hätte. Melancholische Gedanken verdüsterten des jungen Mannes sonst so helle Gesichtszüge.

Denn heute waren es auf den Tag genau fünf Jahre, seit er Thea, die Frau seines Herzens, kennengelernt hatte. Er war Student, sie Stenotypistin gewesen, beide nicht reich an Geld, doch einander in inniger Liebe zugetan. Ihr Glück dauerte nur wenige Monate. Eines Abends war Thea müde und verstimmt nach Hause gekommen und wollte unbedingt noch allein ausgehen. Und als er sie einige Stunden später am Arm eines andern sah, war für ihn alles klar. Er verließ sie ohne Abschied. In den nächsten Jahren hatte er verbissen gearbeitet. Aus dem jungen, unbekannten Ingenieurstudenten war der bekannte Diplom-Ingenieur Thomas Marti geworden. Seine Geschäfte gingen glänzend. Erst ein Jahr später erfuhr er durch Zufall, daß der Fremde, mit dem er Thea gesehen, ihr eigener Bruder gewesen war. Was nützten ihm alle nachträglichen Vorwürfe? Sie war und blieb verschwunden. Er versuchte sie in seiner Arbeit zu vergessen, doch ihr Bild blieb unauslöschlich in seinem Herzen haften.